



Erich Fromm: Humanist ohne Illusion - Eine Hommage

Hans Jürgen Schultz

Gesprochen beim Festakt zum 100. Geburtstag Erich Fromms am 23. März 2000 in Frankfurt am Main. Zuerst veröffentlicht in: *Fromm Forum* (deutsche Ausgabe), Tübingen (Selbstverlag), Nr. 4a (Sonderheft, 2000), S. 12-17.

Copyright © 2001 and 2009 by Hans Jürgen Schultz, Quettigstr. 16, D-76530 Baden-Baden.

Heute vor zwanzig Jahren, am achtzigsten Geburtstag von Erich Fromm, suchte ich am frühen Morgen auf dem Friedhof von Bellinzona sein Grab. Er war fünf Tage zuvor gestorben. Doch er hatte keine Gruft gewollt, keinen Platz mit seinem Namen. Meine Rosen legte ich an einen fremden Stein. Ich kam mir ein wenig verloren vor und grübelte der Frage nach, was eigentlich geschieht, wenn die Väter oder die Mütter unseres Denkens sterben. Unwillkürlich fiel mir ein Gedicht von Matthias Claudius ein, die Elegie am Grab seines Vaters, die mit der Zeile beginnt: „Friede sei um diesen Grabstein her“ und die endet mit den Worten, die ich mir in Bezug auf Erich Fromm gern zueigen machte: „...ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war mehr.“

Aber Fromm wollte nicht zu Erde werden, sondern seine Asche wurde im Lago Maggiore verstreut. Keine Ruhe-, keine Gedenkstätte zu wünschen, sei nicht gerade jüdisch, sagen mir Freunde, die es wissen müssen. Sollte es wohl auch nicht sein. Gleichwohl ist es unmöglich, davon abzusehen, dass Erich Pinchas Fromm Jude war. Die Eltern kannten keinen Zweifel an ihrem Judentum. Sie hüteten den Sprössling, ihr einziges Kind, überängstlich, was er, nach eigener Angabe, mit einer „netten Neurose“ bezahlen musste, deren „Schäden zu reparieren“ ihn viele Jahre seines Lebens gekostet hat. Die Herkunft aus einer deutsch-jüdischen Familie der Mittelklasse hat ihn geprägt. Seine rabbinischen Ahnen lebten in einer strengen Orthodoxie. Der Geist dieser Tradition blieb trotz des späteren

Bruchs mit dem rituellen Judentum in allen Momenten seiner Biographie zugegen. Das Fragment eines Manuskripts (vermutlich das letzte von eigener Hand) endet mit dem Satz: „Ich habe in meinem Leben noch nie gewünscht, kein Jude zu sein.“

Der Knabe Fromm ließ sich begeistern von den prophetischen Schriften der hebräischen Bibel mit ihren universellen Schalomvisionen und von der Poesie und der Philosophie der Psalmen, die nie aufgehört haben, „wie eine Quelle zu sprudeln“ und denen er schöne, kenntnis- und aufschlussreiche Erläuterungen gewidmet hat. Tief beunruhigt und mit Abscheu erfüllt, war er vor und bei dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Er stellte sich damals, als Vierzehnjähriger, die Frage, die ihn durch sein ganzes Leben begleiten sollte: Wie ist das möglich? Wie kann es sein, dass für irrationale Ziele, für politische Lügen, für wirtschaftliche Interessen, für die niemand, durchschaute er sie klar, sein Leben riskieren würde, Millionen von Menschen mit Enthusiasmus in den Krieg ziehen und sich für einen organisierten Massenmord vereinnahmen lassen? Was motiviert sie?

Zur gleichen Zeit bewegte Fromm ein anderes Erlebnis, das seine Entwicklung beeinflusste. Eine schöne junge Frau, Künstlerin, Freundin der Familie, beging Selbstmord nach dem Tod ihres alten, unansehnlich gewordenen Vaters. Sie wollte, so ihr letzter Wille, mit ihm begraben werden. Wieder die Frage: Wie ist das möglich? Wie konnte es geschehen, dass die Tochter sich ihrem Vater so verbunden fühlte, dass sie die



Gemeinschaft mit ihm im Tod dem Leben ohne ihn vorzog? Solche Beobachtungen und Reflexionen brachten Fromm auf jene Spur, die sich später in der Psychoanalyse fortsetzte. Er fing an, Vor-Wände zu durchleuchten und sich nach den eigentlichen statt nach den vorgeblichen Beweggründen menschlichen Verhaltens zu erkundigen. Die Erklärung der Dinge von der Wurzel her, also Radikalität, war ein Impuls, der seiner Arbeit, seinem Leben zugrunde lag.

Die Intention, die Erich Fromms Denken zeitlebens bestimmt hat, war der Wunsch, tapfer zu werden vor der Wahrheit. Fast detektivisch ging er ungewollten, unbequemen Einsichten nach. Dem Menschen eignet eine obstinate Tendenz zum Versteckspiel. Er scheut das Licht der Welt und sucht Unterschlupf im Halbdunkel, im Dämmerlicht, im Mutterschoß. Es ist wohl so, wie Bertrand Russell meinte: „Die Menschen fürchten das Wissen viel mehr als das Nichtwissen.“ Aber Fromm forderte und förderte den Mut zur Enttabuisierung, zur Entlarvung, zur Enttarnung. Von seiner Kritik der Täuschung schloss er sich nicht aus. Sich selbst täglich analysierend, gestand er mir einmal: Glauben Sie nur nicht, dass ich mir dadurch sympathischer werde. Das Wort Apokalypse bedeutet Enthüllung. Ein harmloser Vorgang ist das nicht.

In Frankfurt, der Stadt, in der in den zwanziger Jahren das deutsch-jüdische Geistesleben kulminierte, wirkte er mit an dem Freien Jüdischen Lehrhaus, das Franz Rosenzweig leitete. Was für Namen treffen wir hier: Georg Salzberger, Gershom Scholem, Nehemia Anton Nobel, Siegfried Kracauer, Samuel Josef Agnon, auch Martin Buber! Fromm war damals Mitglied der zionistischen Studentenorganisation „Kartell jüdischer Verbindungen“, aus der viele Pioniere für Israel hervorgingen. Die Studiosi hatten die Angewohnheit, während der Vorlesungen Zettel mit bissigen Aphorismen in Umlauf zu schicken - etwa diesen: „Ernst Simon ist ein großer Redner, aber ein kleiner Mensch.“ (Wer ihn kannte, findet allerdings eher das Gegenteil.) Fromm, von dem man wusste, dass er bei Rabbi Salman Baruch Rabinkow in Heidelberg fünf Jahre lang täglich Talmud-Unterricht nahm und davon träumte, selber Talmud-Lehrer zu werden, schnitt besser ab als sein Freund. Er galt, wie ein

kursierendes Gebet belegt, als emsig und eifrig: „Mach mich wie den Erich Fromm, dass ich in den Himmel komm.“

Fromm verehrte einen Großonkel, der als Talmudist einen Namen hatte: Dajan Ludwig Krause. Von ihm wollte er wissen, was er glaube, dass aus ihm einmal werde. Statt der erbaulichen Antwort, die Fromm sich gewünscht hatte, kam nach einiger Bedenkzeit die Prognose: „Ein alter Jude.“ Das war eine jüdische Methode der Austreibung von Ehrgeiz und Hoffart, die Fromm zwar amüsiert, aber zugleich beeindruckt und immerzu begleitet hat.

Fromm hatte einen Urgroßvater, der ebenfalls ein bewandertes Talmudist war. Er war kein Rabbiner, sondern unterhielt einen kleinen Laden im Bayerischen und verdiente sehr wenig Geld. Er hatte um so mehr Kinder, und seine Frau wusste manchmal nicht, wie Essen und Trinken auf den Tisch bringen. Da ergab sich ein Angebot, sich als Handlungsreisender ein paar Nebeneinnahmen zu verschaffen. Die Frau bat ihn, die Gelegenheit zu nutzen - schließlich müsste er nur wenige Tage im Monat unterwegs sein. Er erwiderte betrübt: „Du willst, dass ich so viele Stunden meines kleinen Lebens zu studieren versäume?“ Um Himmels willen, nein, sie zog ihr Ansinnen schleunigst zurück, und so konnte er weiterhin in seinem dunklen Laden den Talmud lesen, und wenn ein Kunde kam, fühlte er sich gestört und fragte zerstreut, ob denn kein anderes Geschäft in der Nähe sei. Das Wahre lockte ihn, nicht die Ware. Warum erzähle ich das? Diese Existenz war Erich Fromm vertraut bis zuletzt. Er bezeichnete sich als vormodernen Menschen. Er ist - bei aller ihm eigenen Noblesse und Weltläufigkeit - ein Fremder gewesen und geblieben in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft. Seine Kritik an ihr entsprang nicht zuletzt der Erfahrung, dass er in ihr nicht heimisch sein konnte. Dass er schon ganz früh emigrierte, wird dieses Lebensgefühl verdichtet haben.

Neben dem Studium der Soziologie und der Philosophie wuchs bei Fromm das Interesse an der Psychologie. Alles, was Rang hatte auf dem Gebiet der sich etablierenden Psychoanalyse, ließ er auf sich wirken. Die Bedeutung der engen Kontakte mit Karl Landauer, Hanns Sachs, Theodor Reik, Leo Löwenthal, Frieda Reichmann etc. ist



kaum zu überschätzen. Frieda Reichmann, Fromms erste, um zehn Jahre ältere Frau, stand, das berichtet Scholem, bei orthodoxen Juden in dem Verdacht, Therapie und Thorapie zu kombinieren. Sie wollte Thora und Freud miteinander verbinden - allerdings mit dem unglücklichen Ergebnis, dass jeder, der sie als Jude aufsuchte, als Nichtjude oder richtiger als „ungläubiger Jude“ von ihr fortging. Diesem Schicksal ist auch Fromm nicht entronnen. Er gelangte zu einer „Einstellung, die man religiös nennen kann, sofern dies keinen Glauben an Gott beinhaltet“. Er wurde, ohne Atheist zu werden, zum Kritiker theistischen, das heißt entmündigenden Denkens und Glaubens. Sein Thema wurde der Mensch, verknüpft mit der insistierten Frage, was ihm gut tut, was nicht. Er ging fortan eigene Wege.

Mit knapp dreißig Jahren wurde er Mitglied und Lehrer des Instituts für Sozialforschung an der Frankfurter Universität, dem Horkheimer vorstand. Gemeinsam mit Marcuse, Adorno, Benjamin und anderen jungen Gelehrten hat Fromm, zuständig für das Fach Psychoanalyse, zum Entwurf einer Gesamtkonzeption der Gesellschaft beigetragen, die dann als Kritische Theorie der Frankfurter Schule Weltruf erlangte und der sehr viel später die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik zugeschrieben wurde. Doch je deutlicher der Charakter einer „Schule“ zum Vorschein kam, um so mehr vollzog Fromm die Distanz. Er hat weder jemals einer Schule angehören noch Schüler hinterlassen wollen. Er war kein Pate; er gründete keine Partei; er suchte Partner.

Von Horkheimer wurde er einmal sachlich, ein anderes Mal persönlich schwer enttäuscht. Dass Adorno, der den Namen Wiesengrund auf ein W. reduzierte, ihn als „Berufsjuden“ bezeichnet hat, lässt kaum auf ein inniges Verhältnis und Verständnis schließen. Und mit Marcuse, dem er nie getraut hatte, entstand später ein fulminanter Streit. Fromm hielt ihm vor, seine „revolutionäre Rhetorik“ verdunkle „den anti-revolutionären Kern seiner Position“; die große Weigerung, die Marcuse in den sechziger Jahren propagierte, sei letztlich „die Weigerung, erwachsen zu werden, sich völlig von Mutter und Heimat zu lösen“. Marcuse war seinerseits in der Beurteilung Fromms nicht schüchtern. Wie getrennt die Wege verliefen, veranschaulicht eine

kleine Geschichte, die auszulauern ich mich fast geniere, aber die Fromm erheitert hat. Annis und Erich Fromm fuhren, es dürfte 1975 gewesen sein, in der Eisenbahn nach Schuls-Terasp. Im Coupé ihnen gegenüber saß ein Mann mit einem guten Kopf, vom Wetter gebräunt, Inbild eines Engadiners. Die beiden Männer musterten sich wiederholt verstohlen, bevorzugten dann aber rasch den Blick in die reizvolle Landschaft. Am Ziel traf Fromm einen alten Kollegen, dem er eröffnete: „Du, ich glaube, ich habe Marcuse im Zug getroffen.“ Darauf der: „Stimmt, hat er mir erzählt.“

Waren es von Haus aus Psalmen, Propheten und Talmud, die auf Erich Fromm Einfluss ausübten, so bekamen diese Texte alsbald eine merkwürdige Gesellschaft: Marx, Bachofen, Freud, Buddha. So wunderbar die Zusammenstellung dieser Namen auf den ersten Blick erscheinen mag: In Fromms Denken und Leben wurden sie zu einer schöpferischen Synthese gefügt. Die Einsicht, dass „jeder Mensch die ganze Menschheit in sich trägt“, ist Grund für Fromms Credo, dass der Mensch ein universales Geschöpf sei, das durch Abgrenzungen wie Rassismus, Nationalismus oder Konfessionalismus von sich selbst entfremdet, also veruneigentlicht werde.

Von den großen Lehrern seines Werdegangs „auszugehen“, besagte freilich für ihn zugleich: von ihnen weg- und über sie hinauszugehen. Nur so gelingt Fort-Schritt. Fromm ließ sich inspirieren, ohne sich zu identifizieren. Er hat gegenüber seinen „Meistern“ eine souveräne Haltung der Anhänglichkeit ohne Abhängigkeit eingenommen. Seine Kenntnisse von deren Werk loteten tief. Er hat sich nicht oberflächlich mit ihnen befasst und dann leichtfertig von ihnen gelöst, sondern sie durch Infragestellung geehrt und in die weitergehende Diskussion einbezogen. Gerade im Umgang mit Autoritäten ist die Kunst des Zweifelns, die Fromm groß schrieb, unablässig zu üben. Er hatte ein kolossales Desinteresse an allem Unbezweifelbaren. Er hatte etwas Entstaubendes, Erquickendes an sich. Wenn etwas zu stagnieren oder ihn zu langweilen begann - und sei es das Gespräch mit einem Analysanden, wurde er misstrauisch, setzte neu an und veranlasste bisweilen sogar einen Wechsel des Analytikers. Geist und Wind sind ein Wort im



Hebräischen.

Natürlich musste sein unkonventioneller Verkehr mit Marx und mit Freud allerlei Überraschungen und Missverständnisse im Gefolge haben. Fromm, den die ökonomischen Theorien nur sekundär oder genauer: vor allem wegen ihrer anthropologischen Konklusionen reizten, entdeckte in der humanistischen Philosophie vor allem des jungen Marx den säkularen Ausdruck der alten Idee von der Selbstwerdung des Menschen, von der Befreiung zu sich selbst durch die schrittweise Entfaltung des messianischen Zieles. „Wir sind auf der Erde erwartet worden“, sagt Walter Benjamin. Generationen vor uns haben Hoffnung in das Wachstum des jedem Menschen eingeborenen Humanum investiert. Und so geht das weiter. Das ist, glaube ich sagen zu dürfen, Judentum. Und das ist nicht Christentum, das den Menschen eine fragwürdige Selbst-Losigkeit, Selbst-Aufgabe, Selbst-Verachtung nahe legt. Der kaum bekannte Marx, der um des Seins willen zum Opponenten der Erscheinungsformen der Haben-, der Habgier-Gesellschaft geworden ist, hatte es Fromm angetan. Er hat sich gelegentlich den Scherz erlaubt, im Kreis gebildeter Theologen Marx zu zitieren und nach der Autorschaft zu fragen: Man tippte auf klassische Texte, auf Thomas von Aquin, Meister Eckhart oder noch viel weiter zurückreichend.

Mehr als die Marxisten, bei denen er Freunde behielt, hat Fromm die Freudianer irritiert oder verärgert. Seine Entwicklung verlief stets außerhalb der dominierenden Richtung. Mit seinem Versuch, Psychoanalyse und soziales Denken zu integrieren, also Freud nicht ohne Marx, aber Marx nicht ohne Freud zu lesen, hat er sich Ablehnung, sogar Feindseligkeit zugezogen. In dem Maße jedoch, in dem sich Fachkreise verschlossen, erhielt er Gehör bei einem unübersehbaren Publikum von Unvoreingenommenen.

Ich erinnere mich an eine famose und kennzeichnende Rede, die Fromm im Rahmen eines zu seinem 75. Geburtstag veranstalteten Symposions in Locarno, wo er die letzten Jahre seines Leben verbrachte, gehalten hat. Der Saal war überfüllt. Die Teilnehmer, alt und jung, kamen aus aller Herren und Damen Länder. Er kündigte einen Vortrag von etwa einer Stunde an, bat jedoch um Zeichen, falls man zuvor ermüde. Nach

beinah zweieinhalb Stunden waren wir alle so munter wie er selbst. Er sprach, auf dem Podium auf und ab gehend; ein sokratischer Gedanken-spaziergänger; mit dem Gestus philosophischer Geselligkeit; es war, als lauschte er zugleich, während er sprach; ein Redner, der diskursiv dachte, ein Redner, der die Zuhörer beteiligte. Nur gelegentlich kehrte er zu dem Pult mit seinem Konzept zurück. Die Skizze überließ er mir hernach: Sie war der Kern, die knappe Verdichtung der zwar weit ausholenden, doch niemals abschweifenden Darlegung seiner Einschätzung dessen, was Psychoanalyse war, ist und werden sollte. In diesem Vortrag hat Fromm „die sozial bedingte Fehlerhaftigkeit jeder Theorie“ nicht nur begründet, sondern begrüßt und anhand von Freud veranschaulicht, dass zur Auslegung der von ihm eingeführten Wissenschaft vom Unbewussten dreierlei gehören muss: Zuerst der gewissenhafte Nachvollzug der Entdeckung, sodann die unbeirrte Einschränkung durch Einordnung in zeitbedingte Denk- und Ausdrucksweisen und schließlich die kreative Erweiterung in heutige Erkenntnishorizonte.

Fromm sah Freud in der Nachfolge der großen Philosophen der Aufklärung. Er hat ihn in dieser Rede aktualisiert, indem er ihn relativiert hat. Für mich gipfelte sein Vortrag in dem Satz: „Psychoanalyse muss wieder kritische Theorie werden.“ Das sollte heißen: Sie hat eine transtherapeutische Funktion. Sie vergisst sich, wenn sie sich einengt zu einer Methode der „Beseitigung von Symptomen“, der Entlastung von Beschwerden. Nicht für den erfolgreicheren, sondern für den freieren, nicht für den opportunistischen, sondern für den zur Opposition befähigten Menschen ist sie da, nicht für seine Karriere, sondern für die Biographie. Ohnedies gibt es keine Individualität ohne Invalidität. So verstanden wird sich Psychoanalyse als gleichermaßen notwendig wie unpopulär erweisen. Sie zielt auf eine am Humanum statt an maximaler Produktion und Konsumtion orientierte Gesellschaft. Fromm suchte Auswege aus einem System, in dem „eine gesunde Wirtschaft nur um den Preis kranker Menschen möglich ist“.

An Vorschlägen für eine freundlichere Gestaltung der Gesellschaft hat er es nie fehlen lassen. Seine Gedanken, seine Visionen galten der hiesigen, keiner anderen, schon gar keiner jensei-



tigen Welt. Für Abstraktionen war er unbegabt. Er konnte nur handelnd denken und denkend handeln. Die Erfahrung kommt vor dem Begriff. Er war ganz und gar Zeitgenosse. An welchem Platz der Welt und in welcher Eigenschaft auch immer, ob als Hochschullehrer oder als Analytiker, ob als Redner oder als Schriftsteller, ob in New York, in Mexico City oder in Locarno - er war niemals unbeteiligter Zuschauer, sondern engagierter Seher, einer, der Ausschau hielt nach besseren als den angeblich zwingenden Lösungen. Derselbe Fromm, der bei uns um 1968 herum (aus Gründen, die eigens darzustellen wären) eine leider viel zu leise Stimme hatte, ist aus den politischen Diskussionen in Amerika nicht wegzudenken. Zu aktuellem Geschehen steht er zwar oft quer, aber nicht abseits. Zeit". Man müsse sie politisch verstehen, ohne sie ideologisch zu vernehmen.

Wir scheinen uns jedoch in einer Lage zu befinden, in der wir das Überleben trainieren und dabei zu leben verlernen. Das Leben, nicht nur der eine oder andere Teilbereich, ist in der Krise. Des Menschen schöpferisches Talent scheint abzunehmen. Er baut und baut an einer Welt, die ihn umbringt. Weiß er nicht oder will er nicht wissen, was ihm guttut? Die Folgen seiner Errungenschaften fallen als Lebensbedrohung auf ihn zurück. Er produziert Überfluss und verarmt zugleich an den elementaren Dingen. Er bezahlt Profit mit Profil. Während er rational plant, kann er im selben Atemzug irrational zerstören. Mit überentwickelten Instrumenten steht er unterentwickelt da. Er wird mit fast allem fertig, nur nicht mit sich selbst.

Diese Diagnose ist nicht erbaulich. Aber da gibt es eine Festschrift, die den Titel trägt: *In the Name of Life*. Und der, dem sie gewidmet ist, verfiert eine höchst gewagte These. Wirklich leben, sagt er, heißt nicht mehr: ein Gebot erfüllen, ein ethisches oder ein religiöses. Zum ersten Mal in der Geschichte „hängt die physische Fortexistenz der Menschheit von der radikalen Veränderung des Herzens ab". In einer Zeit, in der man die Sorge um den Frieden der Welt, um die Gesundheit der Erde, um das Wohlergehen der Menschen am liebsten Institutionen und wissenschaftlichen Anstrengungen, Organisationen und politischen Verhandlungen allein überlassen möchte, riskiert Erich Fromm das Postulat einer

radikalen Veränderung des Herzens. Jeder Mensch, jeder einzelne ist mit seiner Existenz beteiligt an der Entscheidung, ob die Menschheit eine Zukunft bekommt oder nicht. Was alle angeht, muss von allen angegangen werden.

Grundlegend ist bei alledem jedoch, dass Fromm sich nicht im Detail, nicht in Nebensachen verlor. Er blieb bei seinem Thema. Selbst seine brisante „Untersuchung der Tatsachen und Illusionen der Außenpolitik" trägt den Titel: „Es geht um den Menschen!" Diese Analyse der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten gibt, heute gelesen, eine bemerkenswerte Hellsichtigkeit zu erkennen. Viele Erwartungen sind durch die Entwicklung eingelöst worden. Die von Fromm beschriebenen Gründe und Gefahren des „Kalten Krieges" zwischen Ost und West mit den unkalkulierbaren Risiken der atomaren Bedrohung gehören teilweise der Vergangenheit an. Es ist, als habe er die Nähe der Perestroika geahnt und forcieren wollen. Gorbatschows enorme Leistung in der Entspannungspolitik hätte ihm zugesagt. Überrascht aber wäre er gewesen, wenn er auch noch die Einsichten hätte zur Kenntnis nehmen können, die Gorbatschow in seinen neuen Schriften über brennende Probleme der Globalisierung vermittelt. Gorbatschow setzt - unter Berufung auf Einstein - auf eine politische Anthropologie, die die „planetare Bedeutung" der Anerkennung des Menschlichen, der Menschlichkeit akzentuiert. Ausgerechnet die globalen Herausforderungen verlangen geradezu ultimativ die Berücksichtigung des Rechts und der Chance jeder einzelnen Person auf ein Leben, das nicht nach seiner Verwertbarkeit, sondern nach seinem Wert bemessen wird. „Jesus und der wirkliche Marx" seien „die wichtigsten Ideengeber unserer

Der Skeptiker Erich Fromm vertrat die Position „eines rationalen Glaubens an die Fähigkeit des Menschen, sich aus dem scheinbar verhängnisvollen Netz, das er selber geschaffen hat, zu befreien. Es ist die Position jener, die weder 'Optimisten' noch 'Pessimisten', sondern Radikale sind." Diese Position teilte er mit zwei Zeit- und Streitgenossen, deren radikales Friedensdenken und -wirken ihm besonders vertraut war und denen er sich eng verbunden fühlte: mit Albert Schweitzer und Bertrand Russell. Er nannte sie Alternativisten im Unterschied zu den Deter-



ministern, welchen die „Kunst des Möglichen“ im Dunst des Nötigen abhandeln gekommen ist. Es ist die Weltferne der Realisten, dass sie nur das Nötige exekutieren statt das Mögliche mit kühler Phantasie und kühner Nüchternheit zu erspüren und zu erproben.

Diesem „rationalen Glauben an die Fähigkeit des Menschen“ wurde natürlich beständig das Diktum und das Dogma von der Unveränderlichkeit, von der Unverbesserlichkeit des Menschen entgegengehalten. Dem Diktum und dem Dogma von der Unverbesserlichkeit des Menschen entspricht das Diktum und das Dogma von der Unentbehrlichkeit der Herrschaft. Wer Fromm gelesen hat, könnte sich allerdings veranlasst sehen, die Behauptung umzukehren und die Frage zu stellen, ob nicht die Unverbesserlichkeit des Menschen für die Unentbehrlichkeit der Herrschaft erfunden wurde?

Fromm, Schweitzer und Russell waren unbequeme Mahner, Frondeure, Sand, nicht Öl im Getriebe der Welt. Die zornigen alten Männer verloren ehemalige Anhänger, gewannen aber neue. Schweitzer wurde sogar einmal von einem der prominentesten und populärsten deutschen Politiker, der ihm zuvor bescheinigt hatte, zwar kein Politiker, aber aus einer „metapolitischen Haltung heraus ein Politikum im Geistigen zu sein“, der Unzurechnungsfähigkeit verdächtigt. Schweitzer parierte: „Ich bin betagt, doch nicht umnachtet.“ Wer das Glück hatte, Fromm in seinem letzten Lebensjahrzehnt häufiger zu begegnen, geriet in diese Atmosphäre der Uner-schrockenheit und Despektierlichkeit einiger älterer oder alter Menschen. Der die Zunge ausstreckende Albert Einstein versinnbildlicht diese Unabhängigkeit. Fromm war für mich eine Sokrates-Figur. Im Gespräch mit ihm wurde aus Wahrheitsbehauptung Wahrheitssuche. Wahrheit kann empfohlen, nicht befohlen werden. Angst vor Wahrheit wird durch Interesse an ihr überwunden. Man hat Wahrheit nie hinter, sondern vor sich. Wahrheit auf der Spur zu sein, erhält jung. Fromm stellte belustigt fest, wie viele junge Menschen alt sind. Er war jung im Alter. Die Frische seines Denkens vertrug sich mit Reife, seine Erfahrung mit Offenheit, seine Verlässlichkeit mit Nonkonformismus, seine Toleranz mit Entschiedenheit, seine Achtung der Tradition mit Neugier. Das große Geschenk, das Menschen im Al-

ter zuteil werden kann, heißt nicht Freizeit, sondern Freiheit.

Fromm verband unbestechliche Intellektualität mit der schönsten und kostbarsten Eigenschaft, die der Mensch entwickeln kann: mit der „Liebe zum Leben“. Das Kennwort Frommschen Denkens ist Biophilie. Die Nekrophilie, das Angezogen- und Angesogensein vom Toten und vom Töten, ist nur ein Gegen-, nicht sein Hauptbegriff. Besorgt erkannte er die Zunahme nekrophiler Tendenzen, die einer dem Menschen mehr und mehr entwachsenden Welt der Surrogate inhärent sind. Um so mehr Bedeutung ist dem Gedanken der Biophilie, dem Angezogen- und Angesogensein vom Leben und von allem Lebendigen beizumessen.

Leben beschreibt Erich Fromm als Weg, als Reise, als Suche. Es ist Prozess und Progreß. Es ist nicht nur Verlängerung von Gewesenem, sondern „immerwährendes Geborenwerden. Hört die Geburt auf“, so Fromm, „hört das Leben auf. Tragisch ist, dass viele sterben, ehe sie geboren wurden.“ Leben ist vor allem Noch-nicht-Erwiesenes, Noch-nicht-Versuchtes. Sein ist Werden, entwicklungsbedürftig wie auch entwicklungsfähig. Stillstand ist Degeneration. Wenn der Mensch nicht wächst, verfällt er. Wird sein Lebenspotential nicht gefördert, wird es gefährdet. Die statische Frage, was oder wer der Mensch sei, ist umzuwidmen in die Erwartung, was oder wer er sein könnte. Niemand darf abschließend sagen, wer oder was der Mensch ist. Wir wissen allenfalls, was der Mensch aus dem Menschen gemacht hat.

Wenn zwei Menschen sich verlobten, so hieß das früher: Sie haben sich ein Versprechen gegeben. Ein Versprechen weist über den Status quo hinaus. Es ist ein Angeld auf Zukunft. Die beiden Menschen lernen sich erst kennen, indem sie sich gemeinsam auf den Weg machen. Im Hebräischen gehören „erkennen“ und „lieben“ zusammen. Liebe entdeckt im anderen, was ihm womöglich verborgen blieb. Mit dem Du gedeiht das Ich - und umgekehrt. Dass bei uns die Liebe bei näherem Kennen lernen oft aufhört, lässt auf unaufmerksame Lektüre eines schönen Buches schließen. Es heißt *Die Kunst des Liebens*.

Nachdem der Schöpfer sein Werk beendet hatte, sah er an alles, was er gemacht hatte, und



siehe, es war sehr gut. Nur beim Menschen verzichtete er auf diese Note. Fand er ihn nicht so gelungen? Die Chassidim wissen eine Antwort, und mit ihr war Fromm sehr einverstanden: Der Mensch ist als offenes System gedacht, auf Hoffnung konzipiert, unfertig, mit eigenen schöpferischen Initiativen ausgestattet. Deswegen enthielt sich der Schöpfer des Urteils. Es wäre ein Vorurteil gewesen.

Erich Fromm war ein Freund der Menschen. Er hat ihnen viel zugemutet, weil er ihnen viel zugetraut hat. Aber Freundschaft ist auch die Fähigkeit zum Mitfühlen, zum Mitleiden. Sie ist rar geworden. „Ich meine nicht“, schrieb er, „dass die Menschen weniger litten als früher; sie sind

sich selbst jedoch so entfremdet, dass sie das Bewusstsein ihres Leidens verdrängen. Es gibt Menschen, die niemals Glück hatten. Aber es gibt keinen, der nie gelitten hätte.“ Wer das Leiden nicht zulässt, wird kein Leben der Fülle finden. Das Leiden ist ein allen Menschen, womöglich allen empfindenden Lebewesen gemeinsamer Affekt. Deshalb kann aus der Wahrnehmung der Universalität des Leidens der Trost einer Solidarität alles Lebendigen gewonnen werden, der im menschlichen Mitleid aktiv wird. Mit solchen Gedanken, die ganz tief in ihm wurzelten, hat Erich Fromm vielen Menschen beigestanden. Mir auch.

Copyright © 2001 and 2009 by Hans Jürgen Schultz, Quettigstr. 16, D-76530 Baden-Baden.